

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1934)

Artikel: Die Eisenbahn wird gebaut und Chur wird englisch : Erinnerungen einer alten Churerin
Autor: Moor, Anna von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE EISENBAHN WIRD GEBAUT UND CHUR WIRD ENGLISCH

ERINNERUNGEN EINER ALTEN CHURERIN

ANNA VON MOOR

Eines schönen Morgens, als ich, eine keiner großen Eile beflissene neugebackene Erstkläßlerin, durch die Quader der Schule zupilgerte, begegnete mir auf diesem Weglein, auf dem ich bisher nur Fußgänger, Kühe und gelegentlich ein Fuder Heu oder Gras gesehen hatte, ein mit Kisten und Reisekoffern beladenes großes Fuhrwerk. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich gewahrte, daß es direkt vor unserer Gartentüre Halt machte, aber zugleich ging mir ein Licht auf, und ich erinnerte mich, daß in letzter Zeit bei Tisch viel von einer Eisenbahn und von Engländern verhandelt worden war, die bei uns in der Quader wohnen würden. Das waren also ihre Sachen, und sie selbst würden auch kommen.

Durch diese Neuigkeit in sehr animierte Stimmung versetzt, legte ich den Rest meines Schulweges in beschleunigtem Tempo zurück. Noch eiliger aber hatte ich es um zwölf Uhr heimzukehren. Meine prickelnde Erwartung, unser Haus voller Engländer zu finden, wurde zuschanden. Nichts ließ sich sehen, als die Kisten und Koffern, die auf dem Gange des ersten Stockes umherstanden. In den nächsten Tagen jedoch änderte es sich. Das aus England mitgebrachte Gepäck wurde ausgepackt, Möbel und Hausgeräte in der Stadt gekauft, Teppiche gelegt, Vorhänge eingebracht, Vorbereitungen, denen ich, so oft ich konnte, mit großem Interesse folgte. Nun fehlten nur noch die Bewohner dieser komfortablen Wohnung. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Es erschien eine große Reisekalesche, deren verschiedenen Abteilungen ein Herr in der bei den Engländern beliebten karierten Reisekleidung, dann eine schöne, eher korpulente Dame mit gewaltigem, von einem grünen Schleier umwundenen Kapothut entstiegen, dann fünf Kinder, zwei Mädchen ungefähr in meinem Alter, zwei jüngere Buben nebst einem Säugling in den Armen einer Kinderfrau. Den Schluß machte ein Kammermädchen. Es war der Chefindenieur des Bahnbaues, Mr. Heppel mit seiner Familie.

Bald war sie nach ihren englischen Gewohnheiten häuslich eingerichtet. Für die beiden Mädchen wurde eine Tagesgouvernante engagiert, eine Churerin, ein Fräulein Zwicky, unter deren Obhut sie sich den ganzen Tag befanden und die sie auch spazieren führte. Mrs. Heppel, die eine

überaus zärtlich besorgte Mutter war, sehe ich in meiner Erinnerung nie anders als in der Kinderstube, von der Kinderfrau und ihren drei kleinen Nestlingen umgeben, den Säugling an der Brust. Mit respektvoller Scheu, in die sich Mitleiden mischte, sah ich den beiden kleinen Engländerinnen nach, wenn sie mit ihrer Gouvernante den Quaderweg hinaufgingen, und suchte mir vorzustellen, was es wohl heißen müsse, den ganzen lieben langen Tag ohne Unterbruch brav und unter Aufsicht sein zu müssen und alles zu entbehren, was mein Leben so fröhlich und abwechslungsreich machte, meine Streifereien im Garten und Baumgarten, meine gelegentlich ins Weite unternommenen Eskapaden, meine phantasievollen Spiele, allein oder mit einer meiner Schulfährtinnen.

In der Stadt interessierte man sich ungeheuer für die Engländer.

Fräulein Zwicky war plötzlich eine sehr interessante Persönlichkeit geworden. In den Läden wurde sie mit größter Zuvorkommenheit bedient. Man suchte sie in längere Gespräche zu verwickeln, um möglichst viel Genaues über das Tun und Treiben und die Lebensgewohnheiten der englischen Familie zu erfahren. Diese bildete, nebst den Ingenieuren, den Angestellten und so weiter, eine für das kleine Städtchen nicht zu verachtende Einnahmequelle. Man wußte sie zu schätzen. Alles Englische wurde Trumpf. Man hatte jetzt die kostbaren englischen Pfund unter der Hand, während sie früher meist nur in Extraposten vorübergesaust waren, so rasch, daß selten etwas für die Stadt abfiel. Die Ladenbesitzer nahmen bei ihren Bestellungen große Rücksichten auf die fremden Gäste und hielten allerlei englische Produkte und Delikatessen, von denen die guten Churer bisher sich nichts hatten träumen lassen: pikante Saucen in Fläschchen, verschiedene Würzen, feine Käse und Tee und so weiter. Mit englischen Bezeichnungen, wie Worcester Sauce, Mixed Pickles, Cakes und anderen englischen Spezialitäten ging man so familiär um, als ob es sich um Beinwürste, um Maluns oder um Pizokel handle. Das Teetrinken erlebte unter den Churer Damen einen unerhörten Aufschwung. Doch mußten sie es sich für ihre Nachmittagstees an ihrer eigenen Gesell-

schaft genügen lassen. Mrs. Heppel sprach nicht deutsch und war außerdem von ihren jüngeren Kindern so in Anspruch genommen, daß sie keine Einladungen annahm. Die übrigen Ingenieure waren unbeweibt und tagsüber sehr beschäftigt. Dagegen nahmen sie gerne Abendeinladungen an und erwiesen sich als ebenso galante wie unterhaltende Gesellschafter. Die Churer Herren waren von dieser unerwarteten Rivalität nicht sehr erbaut, doch machten sie gute Miene zum bösen Spiel, und da sie den Engländern nicht so ohne weiteres das Feld räumen wollten, kehrten auch sie ihre liebenswürdigste und geselligste Seite heraus, und es entwickelte sich ein für Chur unerhört reges gesellschaftliches Leben. Manche Dame wußte nach Jahren noch von diesem fröhlichen englischen Winter zu erzählen.

Wie gesagt, verkehrte Mrs. Heppel mit fast niemand, außer mit meiner jungen Stiefmama, die jahrelang in England gelebt und sich vor gar nicht so langer Zeit nach Chur verpflanzt gesehen hatte. So entstanden zwischen den beiden Frauen bald nachbarliche Beziehungen. Meine Stiefmama war entzückt von der Engländerin und sprach mit großer Begeisterung von deren aufopfernd zärtlichen Mutterliebe und verglich sie in diesem Punkte mit der Königin Viktoria, die, so viel als ihre Regierungsgeschäfte es erlaubten, sich ihren Kindern widmete. Bei solcher Gelegenheit erzählte sie jedesmal von einer intimen Familienszene, deren Zeugin sie als Gesellschafterin einer vornehmen Lady auf der Isle de Whigt gewesen war, deren Strand das bevorzugte Seebad der königlichen Familie und infolgedessen der englischen Aristokratie war.

Täglich konnte man dort die Königin in Gesellschaft ihres Gemahls, des Prinzen Albert, ihrer Kinder und deren Dienerschaft promenieren sehen, nicht etwa streng abgesondert, sondern zwanglos unter das meist hoffähige Publikum gemischt. So kam es, daß die Näherbefindlichen bemerken konnten, wie die Königin dem kleinen Prinz von Wales einen Verweis erteilte, auf den der Prinz etwas geantwortet haben mußte, das der Königin mißfiel, denn sofort sah man sie mit strenger Miene zu einer mächtigen Ohrfeige ausholen, die sie ihrem Sprößling und Thronerben klatschend verabfolgte. Die Augenzeugen dieser majestätischen Ohrfeige, die sich so unvermutet in die Intimität der königlichen Familie gezogen sahen und die Königin in der Ausübung ihrer «heiligsten» Mutterpflichten überrascht hatten, fühlten sich vor Rührung und Patriotismus fast überwältigt! «God save the Queen!»

Inzwischen lebten sich unsere Engländer immer mehr in Chur ein und wurden stets populärer. Wer etwas von ihrer Sprache aufschnappen konnte, suchte es als zeitgemäß dem Churer Dialekt einzuverleiben, und manches ehrliche Churer «Poppi» wurde unversehens ein «Bähbi». Bei uns wurden diese Sprachreformen von seiten meiner Stiefmama mit großem Eifer durchgeführt, wenigstens mir gegenüber. Statt daß ich der

Babette rufen mußte, hieß es jetzt: «Ring the bell», und wenn ich etwas angestellt hatte, war ich nicht mehr ein «garstiges Mädchen», sondern ein «nasty girl», was ich eher als eine nicht unerwünschte Abwechslung empfand. In der Küche, wo die junge Hausfrau gelegentlich ein kurzes Gastspiel absolvierte, wurden auch Sprachreformen getrieben. Die eingemachten Guggummern hießen jetzt Pickles und der Rindsbraten Roast-beef, was unseren gerade anwesenden Knecht Christa bewog, skandalisiert zu fragen, ob denn die Engländer auch Roßfleisch äßen. Es war viel von einem Plumpudding die Rede, der zwar nie zustande kam, dagegen ein englischer Reisauf-lauf, der Beifall fand, auch meinen, besonders wenn sehr viel Korinthen drin waren. Daß auch die Kleidermoden der kleinen Engländerinnen in der Stadt sowie bei meiner Stiefmama Nachahmung fanden, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. So wurde auch ich an einem schönen Sonntagmorgen in ein funkelnagelneues Kleidchen gesteckt, das akkurat denen glich, die Mary und Alice trugen: ein schottisches Röcklein und ein Spencer aus schwarzem Samt mit einer schottischen Seidenmasche unter dem Kinn. Mit unverhohlenem Wohlgefallen betrachtete ich mein Spiegelbild und unternahm dann sofort eine Tournee durch Haus und Hof, um mich allerorts bewundern zu lassen. Zuerst überfiel ich den ahnungslos im Hofe seine Pfeife rauchenden Christa, dann die Gatha in der Küche und die beiden Kantonsschüler im obersten Stock. Alle Familienmitglieder hatten mich bereits während des Entstehens meiner Pracht eingehend bewundert. So kam das Mittagessen heran, das infolge der es abschließenden Torte für mich den eigentlichen Glanzpunkt des Sonntags bildete. Nach dem Essen begann die Sonntagsherrlichkeit bedeutend abzuflauen. Meine Stiefmama hatte angeordnet, daß ich, statt aufsichtslos herumzustreifen und möglicherweise meine Toilette zu verderben, schön brav bei ihr im Kabinett sitzen solle. Sie nahm ihren Lieblingsplatz am Fenster ein und war bald in Walter Scotts «Ivanhoe» — Namen und Titel hatte ich genugsam nennen hören — versunken.

Eine endlose Zeit, wie mir schien, folgte ich, auf dem Kanapee sitzend, ihren Bewegungen, wie sie abwechselnd knisternd die Blätter umwandte und dann wieder mit ihrer seidenen Sonntags-schürze raschelte. Besonders letzteres wurde mir auf die Dauer über alle Maßen widerwärtig. Ich wurde, was man heutzutage nervös nennt, und brach unvermittelt in ein herzbrechendes Jammergeheul aus. Als es der erschreckten jungen Frau nicht möglich war, den Grund meines Geheuls zu erfahren, eilte sie, meine Haupttante Louise herbeizurufen, das heißt die, welche mich, das mutterlose kleine Wesen vom Säuglingsalter an aufgepäppelt hatte. Sobald ich sie erblickte, schluchzte ich ihr entgegen: «'s isch so lang-wilig!», worauf sie mich bei der Hand nahm und fortführte.

Diesen meinen ersten Weltschmerz, hervorgerufen durch das peinvolle Innwerden der Nichtigkeit alles eitlen Tandes, stillte sie sofort dadurch, daß sie mir das neue Röcklein, das mir nur zum Bravsein und sich langweilen bestimmt schien, auszog, mit einem gewohnten vertauschte und mich laufen ließ.

Von den bereits erwähnten gesellschaftlichen Veranstaltungen jenes Winters sollten wir Kinder auch unseren Anteil bekommen. Die Initiative ging von Heppels aus. Sie sagten einen kostümierten Kinderball an. Die Aufregung in den geladenen Kreisen war beträchtlich. Kostüme wurden ausgedacht und zurechtgeschneidert. Das war aber nicht genug. Die Kinder sollten nicht nur hübsch kostümiert sein, sie sollten sich auch einigermaßen ballmäßig benehmen können. Eine alte Tanzlehrerin brachte einen Kurs zusammen, und die Buben wurden außerdem dressiert, sich beim Engagement ihrer Damen galant verbeugen zu können. Der Ball in der Quader wurde, was die Engländer mit Fug und Recht ein «Succès» nennen durften. Er endete mit einem Souper für die Erwachsenen, indem die kleinen Tänzer und Tänzerinnen zeitlich nach Hause und in ihre Betten spediert worden waren. Der Ball fand Nachahmungen bei Plantas in der Roßstraße und bei den St. Margarethen-Tscharner. Das spießbürgerliche Chur bekam einen ganz mondänen Anstrich.

Kindheitserinnerungen gleichen einem mangelhaften Film. Nachdem er in greifbarer Deutlichkeit eine mehr oder minder lange Reihe von Bildern gebracht hat, versagt er plötzlich. Der Motor, das heißt die unaufhaltsam rollende Zeit, läuft leer. So geht es mir mit dem Rest des Winters und dem Frühling. Dann erscheint wieder ein sehr deutliches Bild. Ich befinde mich auf dem «Sand» in meinem großväterlichen Albertinischen Hause. Da von den Kindern keines zu sehen ist, gehe ich in den ersten Stock hinauf. Dort finde ich an der offenen Balkontüre einen kleinen Kreis von Damen in animierter Unterhaltung mit Mr. Fortescue. Ich kenne ihn gut. Er ist der Matador unter den jungen Engländern, der in keiner Gesellschaft fehlt und deren Hauptarrangeur ist. Ein Weilchen höre ich dem lebhaften Gespräch zu und vernehme wiederholt fremde Worte, deren Sinn mir entgeht: Sebastopol, Balaklava, dagegen verstehe ich, daß vom Krimkrieg die Rede ist, da ich schon davon hatte reden hören. Als die Sache mich zu langweilen beginnt, gebe ich mich in den anstoßenden offenen Saal, in dem unter der Leitung dieses gewandten Kavaliers so manchmal getanzt worden war, und vergnüge mich am Flügel und an der danebenstehenden Harfe, ohne daß mir jemand gewehrt hätte, so sehr ist man von den gebrachten Nachrichten konsterniert. Dies war das letzte Mal, daß ich Mr. Fortescue erblickte. Er war nach England zurückberufen worden.

Wieder zeigt der Film eine Lücke und die Zeit läuft leer. Es ist Sommer. Die Engländer in der

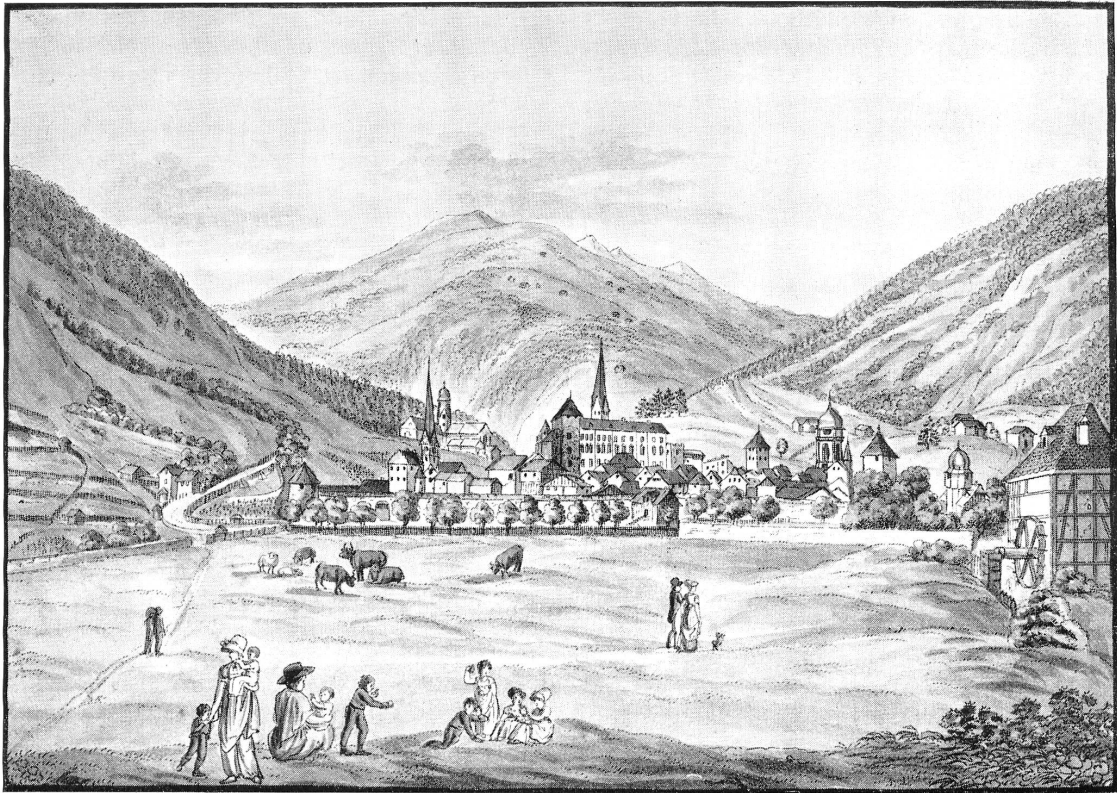
Quader sind fort. Als einziges greifbares Zeichen ihrer Anwesenheit, die wie ein Traum vorübergegangen ist, stehen die roten Plüschsofas ihres Salons jetzt in unserer Visitenstube.

Die Eisenbahn ist fertig, der Tag ihrer Einweihung festgesetzt. Bescheidene Vorbereitungen finden im Bahnhof und an dem kleinen Stationsgebäude statt. Die Ankunft des ersten Zuges wird von zahlreichen Neugierigen von der Turnerwiese aus erwartet. Es ist schönes Sommerwetter. Man macht es sich dort bequem. Die meisten sitzen am Boden, im Gras. Meine Tanten und ich gehören zu diesen. Doch gab es auch gezimmerte Tische und Bänke, an denen gewirtet wurde. Um die Zeit den Wartenden zu verkürzen, gab es allerlei zu sehen und besonders viel fliegende Händler mit Eßwaren. Ganz besonders wurde meine Aufmerksamkeit durch einen in unserer Nähe sich abspielenden ungewohnten Vorgang gefesselt. Man hatte in den Boden eine große Vertiefung gegraben und mit einer Schicht glühender Kohlen bedeckt, über deren Glut man an Spießen Rindfleischstücke briet, sogenannten Zigeunerbraten, wie ich sagen und zugleich dessen Wohlgeschmack außerordentlich rühmen hörte. Was kein Wunder sein mußte, denn dies gebratene Fleisch verbreitete einen höchst würzigen und den Appetit reizenden Wohlgeruch. Meine zarten Andeutungen, ob wir nicht auch von dem Zigeunerbraten kosten sollten, fanden bei den Tanten taube Ohren, dagegen wurde der kleine Konditorjunge herbeigerufen, der in Gläsern Vanillegefrorenes herumtrug, das der Zuckerbäcker Forer aus der mittleren Reichsgasse zubereitete. Dieser ganz neue Leckerbissen ließ mich für eine Weile den Zigeunerbraten vergessen. Zum Glück hieß es bald: «Er kommt», das heißt der Zug, und alles erwartete voller Spannung sein Erscheinen.

Unendlich war meine Enttäuschung, als ich das Züglein, an dessen Spitze ein kleines schwarzes, rauchendes Ungetüm, wie ein Osterhase mit Blumengewinden bekränzt, gemächlich daherpustete sah. Nach den Beschreibungen, die man mir von der zu erwartenden Eisenbahn und ihrer ungeheuren Schnelligkeit gemacht und was meine eigene Fantasie noch hinzugefügt hatte, war ich auf etwas Überwältigendes gefaßt gewesen. Ich wollte gar nicht vom Fleck und behauptete, jetzt werde erst das Rechte kommen.

Die erste Eisenbahnzeit war eine Zeit der sonntäglichen Ausflüge. Besonders beliebt war es, nach Ragaz zu fahren, im Kurgarten dem Konzert zu folgen, sich die Fremden anzusehen und den Kaffee zu trinken.

Die, welche in der Welt draußen gewesen waren, gefielen sich im Kritisieren unserer Bahn, benützten sie aber trotzdem gerne genug, andere lobten sie über alle Maßen; sehr viele trauten ihr aber noch nicht recht und verhielten sich abwartend und wollten zuerst sehen, wann und auf welche Art sich das ihnen unvermeidlich erscheinende Eisenbahnglück ereignen würde. Als es aber nichts dergleichen geben wollte, verleidete



Alt Chur

ihnen das Warten. Die Bahn wurde immer beliebter und benützt, und bald konnte man kaum fassen, wie man es so lange ohne sie ausgehalten hatte.

Von den Engländern wurde nicht mehr gesprochen, und die so beliebten Anglizismen verloren sich völlig aus dem Churer Dialekt. Auch ich dachte nicht mehr an die Engländer-Episode in der Quader, sollte aber in meinem späteren Leben auf hübsche, romantische Art daran erinnert werden. Das eine Mal war es in Haidar-Pascha am asiatischen Ufer des Bosphorus, wo ich durch Zufall auf den englischen Friedhof geriet, eine Stätte von idealer Schönheit, mehr als ein Friedhof, ein Garten Eden, in dem von Künstlerhänden und von einer verschwenderischen südlichen Natur der Tod seine schönste Verherrlichung fand. Edle Pracht herrschte unter den Grabmälern. Sie scharten sich um einen majestätischen Obelisk mit vier großen Engeln als Eckfiguren. Auf dem Obelisk stand die Widmung: «Königin Viktoria und ihr Volk den 1855—1857 im Lager und in der Flotte gefallenen Offizieren, Soldaten und Matrosen». Denn der Friedhof war zu Beginn des Krimkrieges von den Engländern angelegt worden.

Lange stehe ich am Geländer, das nach dem Bosphorus hin die Aussicht freigibt, und schaue nach Stambul hinüber, hinter dessen Moscheenkuppeln, Minaretts und vergangenheitsreichen Sultanspalästen des alten Serails die Sonne zur Rüste geht. Dann suche ich mir vorzustellen, wie es damals in der türkischen Hauptstadt ausgesehen

haben mochte, als Franzosen und Engländer, die Verbündeten gegen Rußland, die Straßen von Galata und Pera füllten. Vor Stambul, dem Herzen der alten Türkei, waren sie wohl genügend gewarnt, denn damals gab es noch keine Jungtürken, die mit allen Sitten und Religionstraditionen brechend, die Türkei zu europäisieren suchten. Dazumal saß der Kopf eines vorwitzigen Europäers, der sich die vorüberfahrenden verschleierte Haremsdamen etwas zu eingehend betrachten zu wollen schien, vor dem Handschar der Eunuchenbegleitung nur lose auf seinen Schultern... Kein Hahn krächte danach, kein Finger rührte sich, denn damals und auch später noch waren die türkische Frau, das Haremsleben etwas völlig Unantastbares und litt keine Nachforschungen, von welcher Seite sie auch kommen konnten...

Außergewöhnlicher und noch intensiver auf meine Engländer-Erinnerungen wirkend, war das Milieu, in dem ich mich das zweite Mal befand, das heißt in Sewastopol, dem Hauptpunkt des Krimkrieges selbst, der Ort, an dem der Kampf am heißesten getobt hatte und wo nach zweijähriger Belagerung durch die Verbündeten die Würfel endlich zu ihren Gunsten fielen.

Auf einer Reise nach Südrußland begriffen, machte ich in Sewastopol einen Tag Halt. In der grellen Mittagshitze eines Augustsonntages landete die «Großfürstin Xenia», die uns von Odessa hergebracht hatte, an der monumentalen Marmortreppe, die vom Hafen in die Stadt hinaufführt. Wo man hinblickte: weiße Marmorbauten,

blendender Sonnenschein und schattenlose, breite Straßen. Zum Glück war das mir empfohlene Hotel ganz in der Nähe. Dort hielt ich nach dem Mittagessen eine ausgiebige Siesta und begann darauf meine Wanderung durch die Stadt. Trotz der vorgerückten Nachmittagsstunde lag noch immer brütende Hitze auf den von mageren Akazien eingefassten Straßen, und ich schätzte mich glücklich, die offenen Pforten der Wladimir-Kathedrale auf meinem Wege zu finden. Hier konnte man aufatmen und sich ausruhen. Stühle standen regellos umher, auf denen hauptsächlich sich Kühlung zufächelnde Damen saßen und nach Herzenlust lachten und schwatzten wie an einem profanen Orte.

Ich war gerade zu rechter Zeit gekommen. Es dauerte wenige Minuten, so öffnete sich der Altarvorhang, und ein Pope in goldstrotzendem Ornate trat hervor und begann mit dem Diakonos das Psalmodieren. Fast zu gleicher Zeit ließen sich auf dem Vorplatz rhythmische Schritte vernehmen. Ein Trupp schneeweiß uniformierter Matrosen und Schiffsjungen marschierte stramm in die Kirche und stellte sich wohlgeordnet vor dem Altare auf.

Das schönste Kirchenkonzert, das man sich denken konnte, begann. Diese ausgewählt schönen Stimmen vereinigten sich zu einem prachtvollen A-cappella-Chor, aus dessen sonorem Grund der Bässe des Popen und des Diakons bald die klangvollen Baritonstimmen, bald weiche Tenöre, bald die reinen, hellen Register der Knaben jubelnd wie Engelchöre emporstiegen. Diese russischen Männerchöre wurden auch im Ausland immer bekannter und entzückten, wo sie sich vernehmen ließen.

Durch diesen unverhofften herrlichen Genuß erfreut und in gehobener Stimmung, setzte ich meine Wanderung fort. Es war kühler geworden, und bald erreichte ich das zur Erinnerung an den Krimkrieg errichtete Kriegsmuseum. Seine Pforten waren zwar geschlossen, aber auch von außen gab es genug zu betrachten. Aus weißem Marmor in korinthischem Stil erbaut, wies es reichen Schmuck, auch solchen aus Bronze, auf: Kriegseembleme und Trophäen. An seiner Rückseite dehnte sich eine jetzt in dieser Sommerhitze eher verwilderte Anlage aus. Auch hier wie am Portal standen mehrere in Ruhestand versetzte große Geschütze. Vor einem halben Jahrhundert Tod und Feuer speiend, träumen sie jetzt von Sieg und Ruhm, vielleicht von neuen Kämpfen. An dem imposantesten unter ihnen hatte sich ein Rosenstock emporgerankt und es mit seinen blühenden Armen so fest umstrickt, als ob es gelte, den alten Kämpfen mit der ganzen Gewalt, deren Rosenketten fähig sind, von neuen Kampfgeüsten zurückzuhalten. Als ich meinen Weg wieder aufnehme, kommt mir die etwas zitterige Gestalt eines alten Offiziers entgegen. Seiner mit Medaillen und Orden gepanzerten Brust nach muß er mindestens ein General sein. Dicht vor mir bleibt er stehen und streckt unter unverständ-

lich jammerndem Gemurmel mir seine weißbehandschuhte Rechte entgegen. Einen Augenblick stutzend, erfasse ich doch sofort die Situation, als ich den lose herunterhängenden Handschuh erblicke, und knöpfe ihn ohne weiteres zu. Befriedigt mir zunickend, entfernt sich der alte Herr. Ohne Zweifel ein Krimkriegsveteran und Kampfgenosse der ebenfalls in Ruhestand versetzten alten Kanonen, die ich soeben verlassen habe. Ein weiterer Veteran entsteigt sofort meiner Erinnerung, doch kein hilfloser Greis, «der sich nicht zu helfen weiß» und über einen aufgegangenen Handschuhknopf flennt, sondern eine noch martialisch sich ausnehmende Gestalt, der man den im Kriege bewiesenen Heldenmut wohl zutrauen kann, eine in den Gassen von Chur viel gesehene und populäre Erscheinung. Es war dies Oberst B., der im Dienste der Verbündeten den Krimkrieg mitgemacht hatte, und von diesen eine lebenslängliche Pension bezog. Das Interessante daran war indessen, daß, wie man in Chur sich erzählte, nicht nur ihm, sondern auch seinem steten Begleiter, seinem treuen Gaul, eine solche ausgesetzt worden war. Dieser letztere Umstand läßt annehmen, daß Roß und Reiter an dem tollkühnen, leider aber verderblich verlaufenen Kavallerieangriff auf eine russische Schanze sich beteiligt hatten, der später unter dem Namen «Der Todesritt von Balaklaw» berühmt wurde. Balaklaw war die Hauptstation der Engländer in Sewastopol. Rührend war die Anhänglichkeit, die der alte Offizier seinem Gefährten und Kampfgenossen bewies. Selten sah man ihn ohne sein Pferd, das er ritt oder an dem um seinen Arm geschlungenen Zügel mit sich führte. Letzteres sollte ihn einen Armbruch kosten, als das Tier, unversehens erschreckt, heftig am Zügel riß. Der gute Oberst trug diesen Unfall seinem vierbeinigen Freunde nicht nach, sondern wettete und fluchte lediglich über die, welche sein Erschrecken verursacht hatten. Lange sah man ihn, den Arm in der Schlinge, immer unzertrennlich von seinem Gaul, das wahre Bild eines tapferen Kriegsveteranen...

Am Ende der sacht ansteigenden Stadt angelangt, stoße ich auf unverwischte Spuren der einstigen Beschießung: zerschossene, eingestürzte, nicht wieder aufgebaute Häuser, auf dem Felde umherliegende Kugeln, zerbrochene Waffen und Geschützteile, vermoderte Tuchfetzen, vom Erdreich und Gestein halb zugedeckt. Ein stummes, aber beredtes Bild des Schreckens, der hier gehaust hatte.

Von dieser Höhe aus bietet Sewastopol mit seinen formidablen Befestigungen, welche die Buchten und Küsten einsäumen, mit seinen Docks, Arsenalen, Kasernen und den berühmten Forts, deren Namen einst so weltbekannt waren und an die sich, gleich einem Mythos, die Geschichte ihrer heldenmäßigen Verteidigung gegen den nicht minder heroischen Angriff der Verbündeten anhaftet, ein imponantes Bild...

Der grellen Glühhitze des Tages ist ein mildes,

bläuliches Dämmerlicht gefolgt. Allenthalben blitzen die elektrischen Lichter auf, in der Stadt, im Hafen, auf den Schiffen, der in der Reede verankerten Pontusflotte und an den Leuchttürmen. Die Dämmerung hat zugenommen. Über dem Vorgebirge des Parthenion schwebt die schlanke Mondsichel, die wandelbare und doch die gleiche, die vor drei Jahrtausenden ihre milden Strahlen über den an dieser Stätte sich erhebenden Tempel der Diana goß, in dem der Göttin

Priesterin, die holdselige Iphigenia, ihres Amtes waltete.

Einst und jetzt ...

Welche Fülle von Bildern entsteht dieser geheimnisvollen Dämmerstunde, in der Tag und Nacht, Einst und Jetzt, Licht und Schatten sich die Herrschaft streitig machen, in phantastischem Spiel sich jagen, sich finden und ineinander zerfließen, in der Längstentschwundenen Form gewinnt und das Heute seine Wirklichkeit verliert.

Die Forderung nach niedrigeren Prämien



ist bei unserer Anstalt erfüllt. Unsere neuen Tarife mit niedriger Anfangsprämie bieten Ihnen eine Lebensversicherung zu bescheidenen Prämien, und die Beteiligung an den Überschüssen läßt nach dem Gang und Stand der Anstalt eine weitere Verbilligung erwarten.

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt Zürich

1857 gegründet

Auf Gegenseitigkeit

Generalagentur: Dr. V. Maissen, Rätushof, Chur



Eine schwache Sauce? Eine fade Suppe? Helfen Sie mit Maggi's Würze. Einige Tropfen heben schon den Geschmack. Die Suppe, die Sauce wird vollkommen.

**MAGGI'S
WÜRZE**



Nr. 8

Wer auf der Bernina näht, versteht ihre Vorteile.

Versuchen Sie einmal auf ihr zu arbeiten, dann werden Ihnen die Neuerungen dieser guten Nähmaschine erst vertraut. Die oft wiederkehrenden Störungen, verursacht durch falsches Einfädeln, Einschalten, Umstellen zum Verweben oder Sticken, werden durch die logische Bauart sozusagen verunmöglicht. Das ist eine schweizerische Qualitäts-Leistung. Sie hat alle Errungenschaften in sich vereinigt.

Bernina
Nähmaschine

BRÜTSCH & CO., ST. GALLEN
geben gerne Ortsvertreter bekannt

Vertreter für Chur: P. Vasella, b. Postplatz
Thusis: Wwe. Glade
Disentis: Flepp Pl.
Arosa: Ambühl Gaudenz
Poschiavo: Fisler Samuele
Schiers: Frau Vetsch-Däscher



Nach einem Original von Jul. Adam

Spielende Katzen

